

Kirsten Balbig

SÜDWINTER in Afrika

Allein durch Namibia, Kapstadt,
Botswana, Sambia, Simbabwe



All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2025

ISBN 978-3-948028-39-8

Achter Verlag
Klosterhofstr. 24
69469 Weinheim
achter-verlag@t-online.de
0151-504-47239
www.achter-verlag.de

Fotos: all Kirsten Balbig, außer: S. 11, S. 65, S. 202: Angela und Mathias Lohse
Lektorat: Martina Leiber, Karlsruhe
Druck: Prime Rate Zrt., Budapest

Die automatisierte Analyse des Werkes,
um daraus Informationen insbesondere
Muster, Trends und Korrelationen
gemäß § 44b UrhG (Text und Data Mining)
zu gewinnen, ist untersagt

Inhalt:

Prolog		7
Namibia:	Fernes, wildes Land mit deutschem Kolonialerbe	12
Kapstadt:	Drama und Paradies	72
Botswana:	Wunder und Juwelen im tiefsten, ursprünglichen Afrika	124
Sambia:	Roadtrip mitten ins Herz – auf den Spuren von David Livingstone	184
Simbabwe:	Dolce Vita, weiße und schwarze Magie am Sambesi	226
Epilog		260



Prolog

Ich überfliege den Äquator und denke an Angie. Vor über 30 Jahren lieferte sie die Initialzündung dafür, mein brennendes Fernweh nach der wilden, weiten Welt endlich in die Tat umzusetzen: allein, nur mit Rucksack und ganz wenig Geld, ohne feste Pläne, den Weg als Ziel, Rückflug offen.

Angie und ich jobbten im Sommer 1991 als Zirkustaucherinnen bei einer Hai-Show. Gespannt lauschte ich allabendlich ihren Geschichten. Mit 15 war Angie zum ersten Mal allein durch Indonesien gereist. Sechs Sommerferienwochen lang. Mit 16 heuerte sie beim Unterwasserzirkus an und blieb. Jedes Jahr für sechs Monate. Um genug Geld für die nächste Reise zu verdienen. Die sie in jedem deutschen Winterhalbjahr in die Ferne führte, irgendwohin, wo es wärmer und spannender war als zu Hause. Angie, die zierliche, zarte Blonde, hatte mit ihren damals 22 Jahren schon die halbe Welt bereist, allein. Das imponierte mir gewaltig, ich wollte das unbedingt auch!

19 Jahre jung hatte ich 17½ Jahre meines Lebens hinter dem Eisernen Vorhang der DDR gelebt.

In jenem Sommer tauchten Angie und ich abwechselnd fünfmal täglich in ein Riesenaquarium. Als fahrende Jahrmarktsattraktion schwammen, spielten und schmusten wir mit Haien. Auf Dutzenden Volksfesten und Rummelplätzen zwischen Ostsee und Schwarzwald hielten wir die sensationslüsternen Zuschauer in Atem.

Bald hatte ich genügend Geld zusammen und buchte einen Flug nach Bangkok. Zwei Tage vor dem Abflug bat mich meine ängstliche Mutter unter Tränen, mir das Ganze doch noch einmal gründlich zu

überlegen und den Flug vielleicht lieber zu stornieren. Dafür würde sie mir einen Trip nach Mallorca spendieren! Ich konnte nur mitfühlend lächeln und sie bitten, mir und dem Leben zu vertrauen. Bei Angie hatte es ja auch funktioniert. Außerdem lebte ich längst in meiner eigenen Wohnung und verdiente mein eigenes Geld.

Thailand war so leicht, so schön, so tiefenentspannt, ein ideales Einsteigerland für unerfahrene, allein reisende Frauen. Überall begegneten mir wunderbare, hilfsbereite Menschen, die mich zuweilen ein Stück des Weges begleiteten. Ich blieb länger als geplant, verschob den Rückflug zweimal, bis ich wirklich fast pleite war. Wieder zu Hause jobbte ich als Aktmodell an der Kunstakademie und als Straßenmusikerin in Dresdens Fußgängerzonen. Jeden Abend drückte ich zudem nochmal die Schulbank, um endlich das Abitur nachzuholen. Zwischen Differenzialrechnung und Goethes „Faust“ steigerte sich mein Fernweh erneut ins Unermessliche: Indien rief mich! Wild entschlossen war ich, der Weg schob sich wie von Zauberhand unter meine Füße. Instinktiv wusste ich längst: Ich springe und das Netz wird erscheinen! Lehrer und Direktorin unterstützten mein Projekt, indem sie mich großzügig vom Unterricht frestellten.

Über zwei Wintermonate reiste ich durch das exotischste, verrückteste, widersprüchlichste Land der Erde. Dort jagte ein Kulturschock den nächsten: Leichen auf den Straßen, grauenvoll entstellte Leprakranke, Elend, das meine schlimmsten Alpträume übertraf. Mehrfach wurde ich Zeugin und einmal beinahe Opfer massiver sexueller Übergriffe. Dreck, Chaos und ich oft mittendrin: fassungslos, aber unverseht. Indien zwang mich in die Knie. Ich gab mich hin, bedingungslos. An eine heilige, höhere Macht, die auf dem Subkontinent vielleicht unmittelbarer und allgegenwärtiger als andernorts spürbar

ist. Paradies und Apokalypse, atemberaubende Schönheit und ekelerregendes Elend – nirgendwo so nahe beieinander und so untrennbar miteinander verbunden wie in Indien. Wunder über Wunder. Ich traf wildfremde Menschen, die mir kurz ins Gesicht oder auf die Handflächen schauten und Unglaubliches über mich, mein Leben, meine Familie, Vergangenheit und Zukunft zu berichten wussten.

Mein Urvertrauen wurde auf harte Proben gestellt - und gestärkt! Als ich ernsthaft krank wurde und auf offener Straße zusammenbrach, eilten mir Passanten zu Hilfe. Indien erinnerte mich an mein tief verborgenes, vielleicht verschüttetes Wissen, das alles – wirklich alles – hier auf der Erde, in diesem Leben möglich ist.

In Indien begriff ich, dass ich als Frau künftig überall auf der Welt (Kriegsgebiete natürlich ausgenommen) frei und allein reisen kann. Dramatischer, gefährlicher, aufreibender als in Indien wird es wohl nirgends mehr.

Viele größere und kleinere Reisen führten mich bisher auf fünf Kontinente. Fast immer allein, um ganz und gar in fremde Kulturen einzutauchen. Mich so tief wie möglich in die Seele eines Landes einzuschwingen, das kann ich tatsächlich besser allein. Ohne deutschsprachige Reisebegleiter, gern jedoch im lebendigen Austausch mit Einheimischen.

Seit einiger Zeit verkörpert die südliche Hemisphäre für mich einen besonderen Reiz: Nicht nur die Jahreszeiten sind den unseren genau entgegengesetzt. Vieles scheint hier spiegelverkehrt. Die Sonne strahlt mittags von Norden am stärksten und nachts steht der Mond Kopf. Unser Sternenhimmel, schon zu Hause Nacht für Nacht meine Projektionsfläche für unzählige Fragen und Sehnsüchte, leuchtet

im Süden noch magischer, fremder und oft heller! Mehr Sterne, weniger Menschen. Nur zehn Prozent der Weltbevölkerung lebt unterhalb des Äquators.

Voller Vorfreude wiegen mich diese Gedanken in einen sanften Schlummer, bis ich im Sinkflug zwischen den Wolken über der Kalahari erwache.





Namibia: Fernes, wildes Land mit deutschem Kolonialerbe

Vielleicht liegt es am Wind. Entzücken schon beim ersten Atemzug. Der sanfte, manchmal durchdringende Geruch wird mich die nächsten Monate begleiten. Durch ganz Namibia. In Südafrika wird er verschwinden, um irgendwann im Norden Botswanas wieder aufzutauchen.

Als ich an diesem strahlenden Julimorgen in Windhoek aus dem Flugzeug steige, nehme ich ihn das erste Mal wahr: den Duft nach Ingwer, Lavendel und irgendetwas gänzlich Fremdem. Nun stehe ich mit beiden Füßen auf festem Boden der Südhalbkugel. Willkommen in Namibia!

Auf dem winzigen, obgleich größten und einzigen internationalen Flughafen des Landes, nach dem Nationalhelden Hosea Kutako benannt, starten und landen kaum mehr als 20 bis 30 Maschinen täglich.

Im Terminal wartet Vinja mit dem Schild „Welcome Kirsten Balbig“. Obwohl ich mich schon Tage vorher mit dem Chauffeur meiner Unterkunft verabredet hatte, fühle ich Wärme, Freude und Dankbarkeit, hier am Ende der Welt persönlich empfangen zu werden.

Auf dem Weg zum Parkplatz umringen uns Parking Boys, die gegen Trinkgeld alle möglichen Dienste anbieten. Vinja drückt ihnen ein paar Münzen in die Hand. Dafür helfen sie beim Gepäcktragen und assistieren Vinja wild gestikulierend beim Ausparken. Für solche kleinen Dienstleistungen auf der Straße einen Obolus von circa 3 bis 5 N\$ (15 bis 20 Cent) zu entrichten, ist in Namibia durchaus üblich und hilft jungen, meist arbeitslosen Männern, ein Fünkchen Würde

zu bewahren, anstatt sich als Bettler oder Straßenräuber zu versuchen. Die Arbeitslosenquote im Land liegt bei fast 30 Prozent, staatliche Unterstützung gibt es nicht.

Wir düsen los, auf dem von Gras- und Buschsavanne gesäumten Highway gen Westen nach Windhoek.

Das „Chameleon-Hostel“ wird mein Basislager für die nächsten Tage. Rings um den originell gestalteten Patio mit Swimmingpool sind eine Open-Air-Küche, eine Bar sowie blitzsaubere Zimmer und Apartments verschiedener Kategorien angeordnet. Jedes trägt den Namen eines in Namibia lebenden Tieres. Ich beziehe den Raum Flamingo (für 500 N\$ pro Nacht) und falle sofort in Tiefschlaf. Zwei Stunden später treibt mich wilde Neugier auf die Straße. Windhoek, ich komme! Bei herrlich blauem Himmel und sonnigen 28 °C schlenkere ich die Mandume Ndemufayo Avenue entlang Richtung Stadtzentrum. Sofort spüre ich wieder dieses krasse Glücksgefühl, das immer auftaucht, wenn ich zum ersten Mal durch einen fremden Ort in einem fernen Land spaziere. Alles auf Anfang, alles neu. Wie ein verheißungsvolles Date kurz vor dem ersten Kuss.

Oh, nix mit Kuss. Als ich versuche, den Sam Nujoma Drive zu überqueren, rasen hupende Autos haarscharf an mir vorbei und reißen mich aus meinem Schwelgen. Schnell begreife ich: Zur Rush Hour sind Fußgänger auf Windhoeks Straßen nur lästige Ärgernisse, ebenso überflüssig wie Ampeln und Zebrastreifen. Eine Straßenüberquerung mutiert dann leicht zum russischen Roulette. Schließlich erreiche ich unversehrt die Independence Avenue, Hauptschlagader und kilometerlange Geschäftsstraße der Stadt. Pastellfarbene Gebäude

im deutschen Kolonialstil stehen direkt neben modernen Hochhäusern. Ich biege ein in die Post Street Mall, die einzige Fußgängerzone der Stadt. Hier bieten Kunsthandwerker und fliegende Händler ihre Waren feil. Im nahegelegenen Wernhill Park, einer riesigen, gesichtslosen Shopping Mall, möchte ich ein bisschen flanieren. Als ich kurz innehalte, mich hinhocke, um einen Schluck zu trinken und den Stadtplan zu studieren, ermahnt mich ein energischer Security Officer, sofort aufzustehen und weiterzugehen. Herumlungern sei nicht gestattet. Ausruhen und Wasser trinken könne ich schließlich im Café. Ziemlich irritiert folge ich seiner Anweisung, um wenig später zu erfahren, dass sich solche kleinen Schikanen nicht selten gegen Weiße richten. Als Relikte eines noch immer nicht geheilten Rassismus. Traurig, aber verständlich, wenn man bedenkt, was Weiße den Namibiern und anderen afrikanischen Völkern in der Vergangenheit angetan haben. Von den Völkermorden an den Hereros während der deutschen Kolonialzeit bis zur grausamen Unterdrückung durch das südafrikanische Apartheid-Regime. Erst nach jahrzehntelangem Kampf gelang es der SWAPO, auch mit internationaler Unterstützung, unter anderem durch die DDR, Namibia 1989/90 in die Unabhängigkeit zu führen. Noch heute ist die SWAPO absolute Mehrheitspartei, sodass manche Namibier meinen, sich die Parlaments- und Präsidentschaftswahlen getrost sparen zu können. SWAPO-Mitbegründer Sam Nujoma wurde 1990 erster Präsident und thront noch heute überlebensgroß als Denkmal vor dem Unabhängigkeits-Gedenkmuseum an der Robert Mugabe Avenue. Die drittgrößte Straße Windhoeks trägt tatsächlich den Namen des ehemaligen Diktators von Simbabwe, dessen Schreckensherrschaft von Korruption,

Hungersnöten und massiven Menschenrechtsverletzungen geprägt war. Da er Namibia jedoch während der 80er-Jahre aktiv im Befreiungskampf unterstützt hat, wird er noch immer dankbar dafür gewürdigt.

Das Unabhängigkeits-Gedenkmuseum gilt als umstrittenes Symbol eines sozialistischen Patriotismus. Dieser kommunistisch-futuristisch anmutende Koloss, wegen seiner architektonischen Gestalt auch „Kaffeemaschine“ genannt, wurde unter Ausschluss der Öffentlichkeit von nordkoreanischen Firmen entworfen und erbaut. Nordkorea hatte der SWAPO im Unabhängigkeitskampf ebenfalls finanziell unter die Arme gegriffen und erhielt auch deshalb den Bauauftrag. 2014 eröffnet, sorgte das gigantische Museumsgebäude in ganz Namibia für heftige Diskussionen. Die Namibier warfen ihrer Regierung wohl zu Recht vor, der hohen Arbeitslosigkeit im Land nicht einmal durch staatliche Maßnahmen gegenzusteuern.

Das Museum selbst überzeugt mich sofort. Ja, ein Großteil der Exponate und Gemälde stammt aus Nordkorea. Wer sich jedoch für Namibias Geschichte interessiert, kann hier locker einen halben Tag oder länger verbringen. Die Ausstellungsräume auf drei Etagen beschreiben hochemotional den namibischen Unabhängigkeitskampf sowie die neuere Geschichte des Landes. Seit 1904 hatte die sogenannte Deutsche Schutztruppe Konzentrationslager errichtet, um aufbegehrende Widerstandskämpfer mittels Zwangsarbeit zu züchtigen. So mancher Gefangene zog den Freitod den unmenschlichen Bedingungen in den Lagern vor. Einige Darstellungen wählen derart auf, dass es mich fast erleichtert, mehrfach den Hinweis zu lesen, dass im Museum keine menschlichen Überreste ausgestellt sind. Wer schwache Nerven hat, bleibt besser draußen. Oder genießt im Dachrestaurant phantastische Rundumblicke auf Windhoek und seine



reizvolle Umgebung. Bei „Sundowner“-Cocktail und Süßkartoffelsuppe lasse ich den Tag und das eben Erlebte Revue passieren. Malerisch verschwindet die Sonne hinter den Bergen. Im Juli wird es bereits um 18.30 Uhr dunkel.

Das Nachtleben von Windhoek ist, gelinde gesagt, überschaubar. Trotz ihrer halben Million Einwohner kann es die namibische Hauptstadt in kultureller Hinsicht kaum mit deutschen Provinzstädtchen aufnehmen. Zwei Theater, hauptsächlich durch Spendengelder finanziert, werden nur saisonal und selbst dann sehr unregelmäßig bespielt. Auf den Bühnen agieren hauptsächlich Laienakteure, nur gelegentlich werden Profis oder auch internationale Künstler engagiert. Zwei Multiplex- und zwei Programmkinos gibt es in der Stadt, wobei letztere auch nur sporadisch öffnen. Bei den gastronomischen Angeboten kann einem zwar durchaus das Wasser im Mund zusammenlaufen. Doch neben den meist ausgebuchten Kultrestaurants wie „Joe’s Beerhouse“ oder „Leo’s at the Castle“, die fast ausschließlich von wohlhabenden Geschäftsleuten und Touristen frequentiert werden, sind die meisten Lokale nur mäßig besucht oder fast leer. Abends ziehen sich viele Namibier eher ins Private zurück. Zahlreiche Läden, Clubs und Cafés mussten zudem pandemiebedingt schließen. Ihre Zukunft steht noch in den Sternen.

Durch das Stadtzentrum spaziere ich langsam zurück Richtung „Chameleon-Hostel“. Die Straßen sind fast menschenleer, nur noch einzelne Autos sausen vorbei. Wenige hundert Meter von meinem Domizil entfernt werde ich plötzlich von einer Schar Bettler bedrängt. Sie wollen meine Tasche wegreißen - da bremst ein Auto mit quietschenden Reifen neben uns. Eine junge Frau öffnet das Fenster und ein Ultra-schrill-Alarm zerschmettert mir fast das Trom-

melfell. Die Bettler verschwinden ebenso schnell, wie sie aufgetaucht sind. Nayla, mein Schutzensengel, chauffiert mich bis zum Eingangstor. Dort erklärt sie mir eindringlich, wie gefährlich es sei, nach Einbruch der Dunkelheit allein durch die Straßen zu laufen, erst recht als weiße Frau. Dann reicht mir Nayla ihre Telefonnummer und lädt mich ein, sie mal zu Hause zu besuchen.

Erschöpft sinke ich ins Bett. Starker Wind pfeift durchs Fenster. Während es den ganzen Tag über mild-sommerlich warm war, sinken die Temperaturen nachts unter den Gefrierpunkt.

*

Heute möchte ich ein bisschen Sightseeing machen und lande zuerst an der Christuskirche, dem Herzen des historischen Zentrums. Wie derzeit jeden Freitagvormittag demonstrieren über 100 Sanitäter und Pflegekräfte für bessere Arbeitsbedingungen und mehr Geld. Man bedenke, dass ihre Gehälter umgerechnet kaum das deutsche Sozialhilfeniveau erreichen, die Lebenshaltungskosten zumindest in den Städten jedoch fast genauso hoch sind wie in Mitteleuropa. Lediglich in den Townships wurden sie der Kaufkraft der Bewohner angepasst.

Die Christuskirche, Anfang des letzten Jahrhunderts erbaut, ist das Wahrzeichen von Windhoek und das wohl markanteste Relikt aus der deutschen Kolonialzeit. Bis auf das Baumaterial, Quarzsandstein aus der Umgebung, ist so ziemlich alles an und in der Kirche urdeutsch: Die Glocken stammen aus dem thüringischen Apolda, die Farbverglasungen aus Nürnberg, die Orgel aus Ludwigsburg. Jeden Sonntag kann man den deutschen Gottesdienst besuchen.

Unter der Woche stehen hier Dutzende Kunsthandwerker und verkaufen spezielle Souvenirs, die nichts mit der deutschen Historie des